

Gespräch mit den beiden Referenten Windisch und Spielberg

Moderator: Dr. Walter Schmolly

Dr. Schmolly: Vielleicht Herr Dr. Spielberg, darf ich mit Ihnen anfangen. Sie haben die roten Kärtchen durchgeschaut, einmal sehen, was für die Gemeinden aufgeleuchtet ist aus Ihrem Vortrag. Frage an Sie: Möchten Sie noch irgendetwas dazulegen oder nachlegen oder ergänzen oder wie auch immer?

Dr. Spielberg: Ich möchte eine Sache bestärken und eine Frage stellen. Was ich bestärken möchte, ist die eine rote Karte wo steht, Pfarrgemeinde tu das wofür dein Herz brennt. Das finde ich eigentlich die beste Zusammenfassung, was ich sagen wollte mit den vielen Worten. Da gibt es vielleicht noch einen Schnaps nachher dafür. Mir ist aufgefallen, dass eine große Einigkeit scheinbar besteht, es gibt da keine Richtungs-Diskussionen, sondern irgendwie ist klar, wir wollen gerne auf Menschen zugehen und wir möchten gerne mit Leuten zu Gott kommen. Das fand ich interessant, weil man ja auch andere Meinungen hätte vertreten können. Die Frage, die ich mir stelle, ist was das konkret heißt. Auch sehr selbstkritisch, weil sich vieles toll anhört und auch dass Jesus Christus Zentrum unseres Glaubens ist, ist theologisch unstrittig, ist aber irgendwie auch nicht weiter schlimm, strukturell.

Dr. Schmolly: Gut, wir werden das verfolgen. Herr Professor Windisch, darf ich die selbe Frage auch an Sie stellen. Wenn Sie die blauen Karten durchgeschaut haben, haben Sie einen Impuls, noch irgendetwas hinzu zu sagen?

Dr. Windisch: Ich versuche es auch ganz kurz. Mich hat gefreut, dass quer durch die Rückmeldungen hindurch erkennbar wird, das Stichwort „unverzichtbar“ geht uns neu auf. Also da könnte etwas drinstecken, wissen wir noch nicht genau. Von diesem her wird dann vieles wieder möglich und nicht umgekehrt. Also ich entdecke eben in vielen Pfarreien die umgekehrte Reihenfolge, dass man allerlei und vielerlei tut, was möglich ist und das Unverzichtbare aus dem Blick verliert. Das als Bestärkung die ich zurück gebe, dass das ein Weg ist, da möchte ich auch ein bisschen darauf schwören, ein Weg ist der Sie weiter bringt.

Das zweite ist eben die Frage: Was ist unverzichtbar und wie komme ich dazu, das Unverzichtbare zu entdecken? Das schwebt noch im Raum und Sie haben den drei-Schritt erwähnt Herr Dr. Schmolly: wahrnehmen, unterscheiden und dann Impulse setzen, auch Handlungsschritte tun, um das Unverzichtbare auch zu entdecken. Das heißt sich in einer spezifischen Situation einer Caritas-Gruppe vor Ort oder einer neu zu gründenden Seelsorgeeinheit oder eines Pfarrteams. Bei uns sind da teilweise 7 hauptamtliche Kräfte am Werk. Die müssen auch für sich selbst solche Prozesse durchlaufen. Da müssen Kriterien ins Spiel kommen, also da wird es natürlich schon ein bisschen unbeliebig das ganze und ich erwähne nur ganz kurz die drei Felder, in denen wir uns bewe-

gen, auch bewegen müssen glaube ich, wenn christliche Gemeinde Gemeinde heißen will oder auch Pfarrei. Übrigens bei Diakonia, das ist eben der Glaubensdienst, Martyria ist Glaubenfeier, Liturgia ist das Glaubensbekenntnis, da kommen wir nicht daran vorbei. Und ja, wenn ich gleich ein bisschen auf Herrn Dr. Spielberg noch zugehen darf. Jesus ist unverzichtbar, es wäre schlimm, wenn er schlimm und unverzichtbar wäre. Weil Jesus unverzichtbar ist, ist die heilige Schrift in einer Pfarrei. In allen Facetten und in allen Zugängen und in allen Praxisrelevanten Zugriffen auch und da hapert es. Die heilige Schrift spielt kaum eine Rolle. Es ist unverzichtbar. Wenn Sie das Evangelium und das Alte und Neue Testament weg tun, weg sperren oder hinausschmeißen, sind sie keine christliche Pfarrei mehr. Es ist nun schon eine kleine Wegweisung, die ich damit ins Spiel bringe. Es gibt noch mehr, aber die zwei Fragen will ich auch nicht im äußersten Detail beantworten. Bleiben Sie dran, was ist unverzichtbar und wie können wir es entdecken.

Einwurf von Dekan DDr. Herbert Spieler: Unverzichtbar ist die Liebe zum Menschen. Also das sind nicht nur Bibel und Jesus Christus, sondern die Liebe zum Menschen ist wahrscheinlich das Unverzichtbarste.

Dr. Windisch: Ich glaube, dass diese Liebe zum Menschen nicht nur einen Christen auszeichnet. Hoffentlich. Also ist für einen Christenmenschen, ich würde sagen die Einordnung in das Liebes-Gebot Jesu unverzichtbar. Wenn Sie jetzt in den Glaubensdienst hineindenken, also Diakonia, das Glaubenstun, dann würde ich hier diese dreidimensionierte Liebe sehen, die von Jesus herkommt, die Liebe zu Gott, deinen Nächsten und dich selbst, aber in der Christus-Färbung. Es ist ein christliches Verstehen einer Pfarrgemeinde, sie wollen ja die Wege der Pfarrgemeinde aufspüren. Für eine Pfarrgemeinde, die sich so nennt, ist es nicht eine allgemeine Menschenliebe, sondern sie ist Christus gefärbt.

Dr. Schmolly: Jetzt bevor wir das vertiefen, vor allem auch diese Differenzen und was da an Brücken und auch an notwendiger Distanz bleiben muss zwischen den beiden Positionen, so wie in einer Ellipse eben die beiden Brennpunkte auseinander bleiben müssen, ansonsten fällt die Ellipse in sich zusammen und wird ein Kreis. Auch schön, aber keine Ellipse mehr. Bevor wir also diese Frage vertiefen, möchte ich noch einen Themenfokus hier ins Gespräch einbringen, den wir ursprünglich Weihbischof Schwerdtfeger primär zugeordnet hatten, nämlich die Frage die auch landauf, landab Pfarrgemeinde, engagierte Menschen, Interessierte an Pfarrgemeinden bewegt, nämlich die Herausforderung, dass heute der Glaube den Menschen nicht mehr in die Wiege gelegt ist. Er ist nicht mehr selbstverständlich, sondern er will entdeckt werden, er will dann gelernt werden und was bedeutet das für die Pfarrgemeinde. Dekan Peter Haas, Dekan von Bludenz hat diese Frage noch ein klein wenig ausdifferenziert und in seine Erfahrung gekleidet.

[Statement von Dekan Mag. Peter Haas – siehe eigenes Dokument]

Dr. Schmolly: Herr Dr. Spielberg, darf ich Sie fragen, was Sie für Bilder einer missionarischen Pfarrgemeinde haben? Also wie würden Sie mit Ihrem Zugang zu dem Thema dieses Thema der Mission erschließen können?

Dr. Spielberg: Ich glaube, wir dürfen uns erst einmal davon lösen, dass wir irgendetwas machen müssen. Oder dass Mission für uns ein Programm wäre, das wir jetzt auch wieder hineinstellen in unseren Aufgabenplan, weil wir merken, das was wir nicht machen funktioniert nicht und jetzt müssen wir noch einmal davor, die Leute wieder sammeln. Mir ist gerade, als Sie auch noch einmal erzählt haben als Dekan hier eingefallen, der Satz ist *evangelii nuntiandi*, wo drin steht die Evangelisierung der Kirche beginnt mit ihrer Selbstevangelisierung. Also dass wir missionarisch sind, merken wir zuerst daran, dass wir selber in der Kirche, in der wir leben, diesem Gott begegnen können und dann wird sich das ganz von allein ergeben, glaube ich. Also wo Menschen Erfahrung haben, was wirklich gut ist, da dauert es nicht lange, bis sie irgendwelche anderen Leute begeistern. Also insofern würde ich sagen, Mission heißt immer erst einmal, dass wir selber zu dem finden, was uns wirklich trägt an diesem Glauben. Ich glaube auch, wir werden manche Löcher finden. Aber das muss uns ja nicht verwirren, also es wird auch eine Menge an Glaubenswissen oder an dogmatischen Sicherheiten abhanden kommen. Aber das macht nichts, das haben wir in allen Zeiten der Geschichte schon gehabt, dass wir plötzlich merken, es gibt auch ganz andere Sachen, man kann dieses Evangelium auch noch einmal anders angucken. Ich hatte, wenn ich das konkretisieren darf, ja schon in Freising diese Geschichte erzählt von Fritz Lobinger und Oswald Hirmer, zwei Missionaren aus Regensburg, die damals in den 60ern aufgebrochen sind als Missionare nach Südafrika mit dem frommen Wunsch, Menschen für die Kirche zu begeistern. Und wir haben das so gemacht wie man das immer logischerweise machen könnte, sie haben sich materiell gut versorgt, eine Kirche dahin gestellt und die sah aus wie in Oberammergau mit richtig schönen Schnitzereien und tollen Bildern und dann haben sie dann sogar Lieder importiert, weil, klar in Oberammergau, das will niemand in Abrede stellen, da ist der Katholizismus in einer seiner schönsten Ausprägungen zu finden. Und dann haben die erzählt, es war auch so, dass da Leute kamen, sie kamen jeden Sonntag, die haben dann mitgesungen und dann gingen sie wieder heim und dann kamen sie halt am nächsten Sonntag wieder. Es war auch eine Zeit lang irgendwie machbar, irgendwann war die Kirche alt und es regnete hinein und es regnete immer weiter nur gegenüber war eine Kirche einer freien kirchlichen Bewegung. Und die hatten wesentlich weniger Geld aber die hatten ein dichtes Kirchendach. Und nicht nur das, sondern sie hatten eben auch Menschen, die frei beten konnten, wenn die sich getroffen haben. Und dann, erzählt Oswald Hirmer, haben sie gemerkt, was Mission eigentlich heißt. Es heißt nicht, dass sie Kirche in einer Weise, wie sie die auch für wertvoll erachtet und erfahren haben implantieren wollen, sondern, dass sie die Kirche einfach stehen lassen und in die Hütten von den Leuten gehen und mit denen die Bibel lesen. Und plötzlich konnten die dann auch selber beten. Aus dieser Geschichte ist Lumko entstanden, es ist die Bewe-

gung der kleinchristlichen Gemeinschaften entstanden, also eine ganz andere Theologie können wir auch sagen von Gemeinde. Das ist für mich einfach ein Beispiel, was missionarische Gemeinde heißt. Wir fangen locker bei uns selber an, dürfen uns erst einmal fragen, was ist das, was mich an diesem Gott begeistert.

Dr. Schmolly: Ich möchte Ihnen ganz gerne die Fragen ein kleinwenig anders akzentuieren. Sie sagen, das zu entdecken was uns wirklich trägt, also wo unsere Gemeinde gewissermaßen erfüllt ist mit Leben, wo wir als Pfarre erfüllt sind mit Leben, wo wir dran sind am Leben und deshalb am Leben bleiben. Das ist sicher ein sehr schöner Brückenschlag herüber zu Ihnen Herr Professor Windisch. Dem würden Sie sicher gut und gerne zustimmen können. Ich hätte an Sie im Zusammenhang mit dieser missionarischen Pastoral eine etwas andere Frage, nämlich, es gibt von Paul Michael Zulehner ein Interview-Bändchen, das er mit Karl Rahner Ende der 70er Jahre geführt hat und das ist programmatisch überschrieben mit: „Denn du kommst unserem Tun mit deiner Gnade zuvor.“ Und was die beiden in ihrem Gespräch, in diesem kleinen schönen Büchlein eigentlich reflektieren, ist, wie wir als Pfarre oder als Kirche, aber insbesondere als Pfarrgemeinde, uns selber sehen und verstehen in Kontext von Menschen, die uns zunächst einmal signalisieren, „ihr seids uns wurscht“. Und vor allem wie sehen wir diese Menschen? In welchen Beziehungen, in welchen Kontakten sehen wir sie zu Gott bzw. Gott zu ihnen? Und gerade auch auf dem Hintergrund der Diskussionen zum Missionsbegriff würde ich das gerade gerne von Ihnen hören, wie Sie das sehen. Also wenn ich auf einen Menschen zugehe, in der Absicht ihm ein guter Seelenführer zu Gott in Christus dem Heil der Welt zu sein, auf wen gehe ich denn da zu? Also wie kommt Christus in seinem Leben vor, das ist ja meine Aufgabe als Seelenführer? Wie gehen wir als Pfarrgemeinde mit unseren Seelsorgekonzepten damit um, dass wir uns als Pfarrgemeinde in dieser Situation vorfinden. Also ohne einfach nur moralisch zu reagieren?

Dr. Windisch: Moralisch, vorwurfsvoll, depressiv oder selbstvorwurfsvoll, vorwurfsvoll auf die Anderen und so weiter. Alle die Fallen, die wir haben und in die wir auch ständig hineintappen. Ganz kurz versuche ich, bloß ein paar so Blitzlichter in den Raum zu geben. Die Situationen bei uns zumindest, in der Bundesrepublik, entwickelt sich ja dramatisch. Wir sind im Augenblick in einer gedrittelten Gesellschaft. Also ein Drittel ist katholisch, ein Drittel ist protestantisch und in vielfachen Landeskirchen und ein Drittel ist eben nichts. Muslime sind eine kleine Minderheit von 3,6 Millionen, obwohl sie eine große mediale Präsenz haben. Juden 500 000. Und die Rasanz der Entwicklung kann schon erschrecken. Geht dahin was eben Religionssoziologen sagen. Dass wir in ca. 15-20 Jahren eine geviertelte Gesellschaft bei uns haben. Also 25 % katholisch, 25 % protestantisch, 50 % nichts. Was macht das jetzt mit den Kirchen mit ihrem missionarischen Auftrag? Dazu folgendes: Es geht nicht primär darum, dass es Kirche gibt. Nicht primär, sondern es geht darum, dass es Menschen gibt, die Kirche sind, die nicht schweigen können von dem, was sie gesehen und gehört haben. Apostel-Geschichte vier: Wir können nicht schreiben Petrus und Johannes, das würde ja den Erfahrungs-

begriff wieder aufnehmen. Wir können nicht schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben. Und das in die Welt hineinstellen in dem großen Vertrauen, und hier greife ich das Konzil auf, dass dazu Gott in Jesus Christus Kirche will, dass er aber darüber hinaus, das ist ein anderes Dokument, Religionsfreiheit und so weiter, die Menschen auch in den Himmel bringen kann. So und diese Spannung müssen wir aushalten. Wir können nur von uns her das was, wir in uns haben und spüren und erfahren haben nicht zurück halten. Mehr brauchen wir nicht in diese Welt hinein zu tragen in diesem großen Vertrauen, dass Gott in seiner Gnade, das kleine Büchlein, das Interview Zulehner und Rahner, oder die Gnadentheologie ist im zweiten Vatikanum durchgängig da, dass Gott über die Kirche hinaus wirkt. Gott sei Dank. Und diese Spannung, es ist eine eigenartige Spannung in sich selbst und auch im Bewusstsein einer Pfarrgemeinde zusammenzubringen, dass man diese unglaubliche Gelassenheit haben darf, dass es auch ohne mich geht. Es könnte doch kein Pfarrer abends in einer Pfarrei mit 10 000 Seelen ruhig schlafen. Sie können schlafen und gleichzeitig aber nicht zurück hinter dem, was Apg 4 sagt, im Petrus und Johannes: Wir können nicht schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben. Das ist für mich missionarische Einstellung für heute. Und dann in der Konkretion, greife ich auch Herrn Spieberg auf, Evangelium nuntiandi an einer anderen Stelle. Paul VI. sagt ja, wie geht denn das eigentlich. Und da steht zu aller erst, zu oberst das Zeugnis des Lebens. Es ist die erste Form von Mission. Dann kommt erst das Zeugnis des Dialogs, der Rede, des Wortes, der Bekehrung, der Sakramente und so weiter. Zu aller erst ist das Zeugnis im Sinne von dieser lebendigen Monstranz. Zeigen - Zeugnis zeigen, das hängt zusammen. Das sind ein paar Akzente, die ich auf die schnelle geben kann.

Dr. Schmolly: Also Sie nähern sich da ja sehr an. Das was trägt, das zählt, zu berichten, was man gesehen und erfahren hat. Herr Professor Windisch, Sie haben bereits gesagt, dass Sie eine Differenz zur Position und zum Zugang von Dr. Spielberg sehen. Herr Dr. Spielberg, darf ich Sie fragen, wo Sie die Differenz zwischen Ihren beiden Positionen sehen?

Dr. Spielberg: Ich stimme theologisch vollkommen zu. Was ich heute aber gemacht habe, ist noch einmal den Schritt nach außen zu tun und von außen auf Theologie und Kirche zu gucken und ich glaube, das was Sie auch von Karl Rahner über Kirche gesagt haben, gilt auch für uns als Theologen. Also auch in unserer Theologie merken wir, dass eine Menge Dinge, die wir für unheimlich schlau halten, und ich nehme mich da gar nicht raus, dass wir nicht mehr in der Lage sind, das Menschen zu erklären, die sich nicht damit auskennen. Und auch theologische Konzeptionen helfen uns nicht weiter. Also ich würde zum einen sagen, aus einer Außenperspektive, können wir auch als Pastoraltheologen diese vier Grundvollzüge zwar aufzählen, aber sie helfen uns nicht mehr als Kriterium für gelingende oder misslingende Praxis. Also die Frage ist, wie wollen Sie denn bestimmen, ob irgendetwas veranstaltet wird oder nicht, ob sie ein Jugendzeltlager machen oder nicht, ob sie ein Pfarrfest feiern oder nicht, weil es diese vier Grundvollzüge gibt. Das wird Ihnen nicht gelingen. Sie können die vier Dinger hinhängen

und dann können Sie Sachen sortieren. Also ich glaube auch dieses Konzept, es gab ja auch bei Rahner sieben Grundvollzüge, es gibt da ganz andere. Ich glaube dieses Konzept und eine Menge theologischer Dinge, auch gemeindetheologischer Weisheiten, sind einfach nicht mehr verständlich. Ich merke es stark bei den Studenten die selber sagen: „Also wir hören unheimlich viel auch Exegetisches, aber wir haben keine Ahnung, was das für uns bedeutet, geschweige denn, was wir da Leuten predigen sollten.“ Das wäre die eine Perspektive von Außen, die zweite wäre, die ich schon noch einmal aufmache. Das zweite Vatikanum ist formuliert für Menschen in den 60er Jahren. Es ist hineinformuliert in eine Zeit, in der klar ist, was Kirche heißt und in der im Prinzip auch viele kirchlich waren. Es ist ja in den Zahlen angeklungen. Und für diese Menschen ist es extrem befreiend, in die Weite dieser Konzilstexte zu treten, zumindest dessen, was sie davon dann umgesetzt haben. Und ich glaube wirklich, dass wir in einer Zeit stehen, wo Menschen eben mit Kirche erst einmal nichts mehr verbinden, auch zumindest ein großer Teil. Also für die ist die legitime Frage, wofür seid ihr eigentlich gut und zwar auch Leute, die Kirchensteuer zahlen oder Kirchenbeitrag heißt das glaube ich hier. Die Frage ist, ist das gerecht, dass wir eine Menge an Geld und an Aufwand und an Zeit in eine kleine Gruppe investieren, die sich regelmäßig trifft und die mit hohem Aufwand Dinge probiert aber dabei über den Daumen gepeilt 80 % unserer eigenen Mitglieder, nicht einmal irgendwelcher noch zu missionierender, außen vor lässt. Die Perspektive, die hatten wir heute noch nicht, aber das würde ich auch sehen, ist auch noch einmal eine echte Anfrage von Außen und ich glaube wir haben durchaus noch einmal eine institutionelle Perspektive einzunehmen weil wir legitimieren müssen, warum es uns gibt und warum wir mit Geld umgehen.

Dr. Windisch: Es ist fast rührend, wie Herr Dr. Schmolly hier ein bisschen Streit entfachen will. Ich genieße das. Und ich sage gleich, ich streite nicht, wo ich nicht streiten will und nicht streiten muss. Aber es ist einfach schön, wie er sich da bemüht. Zu den Grundvollzügen vielleicht noch einmal von meinem Verstehen her. Es ist ein gutes Raster, um einfach einmal Aktivitäten zu sortieren für Pfarrgemeinderäte. Dass sie überhaupt merken, was sie eventuell in welchen Feldern tun, oder ein Beispiel, das muss halt dann der Pfarrer oder Pastoralreferentin dann übersetzen. Ein Beispiel: In der Pfarrei, wo ich mitwohne und wirke, kommt der Pfarrer zu mir und sagt, jetzt haben wir einen neuen Pfarrgemeinderat und den ich habe einmal so einfach in die Ecken stellen lassen, die Grundvollzüge. Es war kein Pfarrgemeinderat in der Ecke der Menschen-Not. Dann habe ich zu ihm gesagt, dann sag bitte dem Pfarrgemeinderat, die Pfarrei existiert nicht. Da wird es für mich spielerisch kriteriologisch, um ein bisschen klar zu machen, was schon auch Auftrag ist. Also wir erschaffen uns nicht ständig neu, sondern sind auch in einem Hör- und Gehorsamsverhältnis zum Herrn, der heiligen Schrift, im Auftrag der Sendung. Ein zweites, wo ich jetzt eben nicht streiten will mit dem Dr. Spielberg sondern eine direkte Übersetzungsmöglichkeit für mich sehe. Wenn es da um Predigtsprache und um die Gefährdung der Predigtsprache geht und so weiter und auch so diese Lebensfremde der Begriffe und alles, da gibt es schöne Cartoons dazu, wo der Pfarrer dann von der Kanzel mit den Ministranten wieder rausgefahren wird. Ich rate schlicht

und einfach, und das wäre jetzt genau, diese Außenperspektive einzunehmen, die aber ein ehrliches bei den Leuten, wie der Bischof Weber ein eigenes Büchlein in Graz geschrieben hat vor vielen Jahren schon, sein bedeutet. Machen Sie bitte Hausbesuche und Sie werden anders predigen. Haben Sie die beiden Pole. Machen Sie bitte Hausbesuche und Sie werden anders verkünden. Genau das ist mein Anliegen, das Verkünden kommt durch das und umgekehrt wirkt das Verkünden in die Hausbesuche. Das bewegt sich aufeinander zu und bedient sich gegenseitig und die sind abgekommen, die Hausbesuche, sie sind weg. Außer bei Geburtstagen, die gab es aber vor den 70er Jahren nicht. Jetzt werde ich wieder ein bisschen streitsüchtig. Aber vor den 70er Jahren gab es keine Geburtstagsbesuche. Die Pfarrer tun sich einen unglaublichen Stress an, weil sie da was angefangen haben, was man auf Dauer nicht durchhalten kann. Und einschränken, wo man hinget und wo man nicht hinget. Aber bei der Weihe haben wir versprochen die Kranken und Sterbenden zu besuchen, keine Geburtstagsbesuche zu machen. Und da spüren Sie plötzlich Prioritäten von Lebensnähe und Wirklichkeit. Also so in dieser Richtung möchte ich doch ein bisschen Kriterien mit ins Spiel bringen um vielleicht das Eine oder Andere zu sortieren oder auch auszusortieren, zu lassen.

Dr. Spielberg: Ich kann das gerade noch nicht nachvollziehen mit den Kranken und Sterbenden und den Geburtstagsbesuchen, weil ich das nicht gegeneinander ausspielen würde.

Dr. Windisch: Darf ich schnell kurz darauf antworten? Wenn Sie entscheiden müssen ob oder. Dann würde ich Geburtstagsbesuche unter möglich einordnen und Kranke und Sterbende besuchen unter notwendig. Und viele Pfarrer tun das Eine und das Andere nicht mehr. Und dann ist auch eine wesentliche diakonische Dimension des priesterlichen Amtes verloren gegangen. Und es steht ein Versprechen am Weihealtar im Raum. Also darum würde ich sagen, wenn Sie beides können, ich spiele jetzt mit Ihnen als Pfarrer, wenn Sie das können und sagen, ich kann alle Geburtstagsbesuche machen. Wenn Sie können und die Kranken und Sterbenden nicht vergessen, will ich es Ihnen nicht abreden. Wenn Sie in Konflikt kommen, ob die einen oder die anderen, dann müssen Sie die Kranken und Sterbenden vorziehen. Geburtstagsbesuche könnte man auch mit einem Besuchsdienst und einem schönen Briefchen durch den Pfarrer machen. Das müsste doch nur mit blauer Tinte handschriftlich unterschrieben sein, das könnte man sehr gut machen. Aber das ist für mich nicht unverzichtbar.

Dr. Spielberg: Jetzt weiß ich auch, wo ich noch anpacken kann. Ich hoffe, dass ich das jetzt so ausdrücken kann, wie ich das meine. Ich merke zum einen, wir müssen in Zukunft glaube ich sehr stark trennen zwischen Pfarrern und Priestern. Da werden wir diözesan wirklich auch die Schneiße schlagen müssen, weil die Gefahr momentan gerade bei weniger werdenden Priestern ist, dass die alle Pfarrer werden müssen. Und ich gehe davon auf, dass die Meisten sich berufen fühlen Priester zu sein, dazu auch geweiht wurden und dann Pfarrer werden müssen und zwar nicht nur eine Pfarrei, sondern mit den Jahren kriegt man dann immer eine verliehen. So wie andere Streifen in

den Hemden. Schön, wenn man darüber noch lachen kann, für die Betroffenen ist das oft weniger lustig. Also die Frage ist, was heißt es eigentlich? Diese Frage müssen wir uns stellen. Ich glaube, die Entscheidung zwischen Geburtstagsbesuche und Sterbenden und so, die Fragen sind ja dramatisch. Also es geht überhaupt um die Frage, wie man heute Priester sein kann. Und es wird nicht mehr gehen, so Priester zu sein, wie die Alten das mal waren, die heute noch vorne dran stehen und sagen: „Junge, als ich jung war...“. Also das ist das eine. Das zweite ist für mich: Der Pfarrer ist für mich nicht der Einzige, der das machen kann. Also Sie sagen schön Besuchsdienst kann man delegieren. Ich würde auch sagen, wir können den Besuch bei den Kranken und bei den Sterbenden delegieren. Und das große Charisma unserer Zeit von dem wir profitieren können ist, dass mit den abschmelzenden Strukturen, Ehrenamtliche endlich wieder auch Seelsorgerinnen und Seelsorger sein können. Die waren Jahrelang in Gremien gesessen. Ja, wir haben diesen schönen „Arschbacken-Katholizismus“ geübt. Ich bin da selbst ein sehr Betroffener und ich bin nach wie vor in Gremien wo ich mir echt die Frage stellen muss, wenn der Herr abrechnet eines Tages, ist das Lebenszeitverschwendung gewesen? Es ist eine Sünde, also ich meine das wirklich sehr ernst. Ist das meine Berufung gewesen, mich in Gremien hinein zu hocken? Und ich merke gerade im Unterschied auch wenn ich junge Priester sehe und Studenten, die Laientheologen sind, mich eingeschlossen, wenn Sie heute Priester sind und studieren, machen Promotion oder so, habilitieren sich, Sie können mindestens drei Dörfer auf dem Land spirituell versorgen. In meiner Situation dürfen Sie gar nicht, Sie dürfen nicht predigen, ist verboten worden, Sie werden auch als Seelsorger eigentlich nicht angefragt. Sie können Ihren Job machen, ist super, weil Sie auch Familienzeit haben. Also von daher wäre meine Idee auch zu sagen, klar haben wir da weniger, aber ich würde gar keine Trennungen zwischen diesen beiden Berufungen machen. Zwischen den Getauften, Gefirmten und den Getauften, Gefirmten und den noch Geweihten. Weil auch Menschen zu Sterbenden geben können einfach als Menschen. Und die werden dann glaube ich wesentlich zufriedener sein, als wenn sie nur Leute sind, die Seelsorger organisieren dürfen.

Dr. Windisch: Ich greife den Ball auf, also ich glaube die Chance in der augenblicklichen pastoralen Not für Bischöfe und alle Betroffenen besteht auch darin, dass das Priesteramt, das vertrete ich auch weithin, gerade beim Pfarrerramt liegt. Also Priester und Pfarrer sind nicht so ohne weiteres auseinander zu dividieren, weil ja die Priesterweihe auch eine vom Bischof abhängige Weihe ist, indem er eigentlich sein Helfer ist vor Ort als Pfarrer. Das hat den großen inneren Zusammenhang, man wird nicht Priester qua Priester. Die gab es im Mittelalter, die nur um ihrer selbst willen dann auch Priester waren. Da kommt ein starker, essentiell funktionaler Aspekt auch durch das zweite Vatikanum mit herein, dass eigentlich der Priester primär vom Pfarrer her definiert ist. Müsste auch mancher Hochschullehrer mal bedenken. Und die Chance, also hier würde ich ein bisschen widersprechen, das ist in diesen ganzen Auseinandersetzungen, Fragestellungen, auch was Seelsorge ist, was Seelsorger können, Frauen und Männer, auch das Priesteramt in der Seelsorge wieder neu zu kontrollieren und auch zu entschlacken. Ich bin Mitte der 70er Jahre Kaplan geworden. Ich war ein Hans Dampf in

allen Gassen. Das würde ich heute nicht mehr machen, ein Hans Dampf in allen Gassen. Dazu braucht man keine Weihe, um Hans Dampf zu sein. Und das ist auch eine Chance, ist aber mühsam und zäh, weil soviel Eingefahrenes, Liebgewordenes, Gewohntes auch von den Leuten erwartungsvolles im Raum ist, die die Priester gar nicht freilassen. Ich würde meinen, zu diesem Inneren Selbstverstehen des Priesters als Pfarrer oder Pfarrers als Priester gehört auch der Dienst am Sterbenden und Kranken. Aber nicht nur exklusiv für ihn. Das muss man auch unterscheiden. Ich bin auch froh und dankbar, wenn Seelsorge diesem Ursinn nach auch viel weitere Kreise kriegt als nur über Gremien und hauptberufliche Kräfte gebunden. Früher gab es, ich bin ja in einer Einöde aufgewachsen, da gab es Maiandacht, Oktoberrosenkranz, die Totenliturgie ohne jedes Amt. Es waren die 50er Jahre. Da war kein Pfarrer, der konnte gar nicht kommen, weil wir so weit weg waren. Es waren ureigene Kompetenzen, die wir alle auch irgendwo veramtlicht haben und in Hauptberuflichkeit hineingeschlittert sind. Nichts gegen all die hier anwesenden Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten und Andere, ganz und gar nichts, nur relativieren. Kirche ist dazu da, dass der Mensch in der Welt Christ sein kann. Das ist das Gefälle für mich und dazu ist Kirche notwendig da, aber kein Selbstzweck.

Dr. Schmolly: Schön, dann würde ich gerne einmal öffnen für eure Fragen und Anmerkungen. Für euren Widerspruch oder eure Zustimmung oder Ergänzung oder wie auch immer.

Bischof Elmar: Frage: Also meines Erachtens müssen wir in der Zukunft, was Sie gesagt haben, die Seelsorge, wenn ich es einmal so sage, auf die Getauften und Gefirmten aufteilen, Krankenbesuche oder Sterbende besuchen. Aber wir dürfen nicht die Weihe verweltlichen oder abflachen, das ist wichtig. Und deshalb scheint mir ganz wichtig für die nächste Zukunft, ob es gelingt, wie Sie es gesagt haben, den Schatz des Glaubens als Geschenk zu sehen bei den Gläubigen. Weil, das ist ein Widerstand, der heute ja oft auftritt. Wir wollen den Leuten zum Glauben verhelfen und sie sagen, das ist mir entbehrlich, bleibt zu Hause. Und da liegt die Schwierigkeit, dann müssen wir auch zu Hause bleiben und sagen, gut, dann Sorge für dich. Und ich glaube, da müssen wir auch konsequenter auftreten, dass wir die Freiheit der Leute intensiver ansprechen. Du kannst Christ sein, aber das musst du selber überzeugen, ich kann dir die Dinge nahe bringen, überzeugen musst du dich selber. Und diese Arbeit hast du zu machen, nicht ich. Und wenn du sie nicht machst, dann erwarte nicht von mir, dass ich dir nachlaufe. Also insofern sehe ich da eine wichtige Aufgabe der Verlebendigung der getauften und gefirmten Gläubigkeit.

Dr. Schmolly: Danke Herr Bischof. Gibt es andere Wortmeldungen?

Frage: Ich sehe in den beiden Positionen doch einen gewissen Gegensatz. Vielleicht eine Ergänzung aber ich denke, dass im ersten Referenten sehr stark deutlich wurde, wir gehen schon zum Menschen, aber wir lernen von ihm die Situation des Evangeliums und

das Evangelium wird auch durch die Situation des Menschen verwandelt oder in diese Richtung zumindest. Wie ist das mit diesen Fähigkeiten, das zu lernen, wie heute in dieser Welt Evangelium verkündet wird? In der zweiten Situation, wir wissen, was das Evangelium bringt, es ist jetzt vielleicht zu dezidiert ausgedrückt aber in diese Richtung und wir haben es mitzuteilen. Also weniger den Aspekt, dass wir auch vom Menschen und von der Welt lernen, zumindest in dem Schwerpunkt. Also ich denke, das sind schon Unterschiede im Standpunkt.

Weitere Frage: Zuerst einmal kurz zum Besuch bei schwer kranken Leuten. Klar kann das ein Laie auch machen, aber von diesen Leuten kommt nicht selten der Wunsch, sie möchten einen Priester. Und das denke ich sollte man nach Möglichkeit ihnen nicht ausschlagen.

Das Zweite ist ein Satz, den ich einfach in den Raum stellen möchte, es ist eine alte Weisheit, dass der Mensch zum Glauben und zur Kirche findet, wenn es ihm schlecht geht.

Und das Dritte: Wir haben heute mehrfach von den Zielen in den Pfarren gehört. Das Ziel aus dem Glauben ist klar, Jesus Christus. Es gibt aber in den Pfarren auch, sagen wir untergeordnete Ziele, die man auch verfolgen muss, um das Hauptziel zu erreichen. Und hier finde ich, gibt es nicht nur einen Weg, sondern man muss flexibel sein und vielleicht auch Umwege machen, damit man zum Ziel kommt. Und die Formel hierzu lautet oder könnte lauten: beobachten, denken und dann handeln.

Weitere Frage: Ich möchte noch einmal ein bisschen nachlegen oder nachstoßen bei dem, was du Walter vorher gesagt hast und bei dem was Sie gesagt haben, Dekan Spieler. Mir kommt vor, es äußern sich noch einmal zwei verschiedene Grundhaltungen hier in der Seelsorge und ich versuche es jetzt ein bisschen plakativ darzustellen, damit es deutlicher wird. Das eine wäre für mich diese Haltung oder dieses Modell, wir bringen den Menschen etwas, das Versorgende. Wir führen sie irgendwo hin, ich sage jetzt in Klammer dazu, wo sie vielleicht auch gar nicht hinwollen von sich aus. Das wäre die eine Haltung.

Und die andere wäre die, davon auszugehen, wie es eben angesprochen ist, mit dem Buchtitel „Gott kommt unserem Tun mit seiner Gnade zuvor“. Die Haltung, Gott ist in jedem Menschen eigentlich schon angekommen, Gott als der oberste Seelsorger, wenn man so will, eines jeden Menschen, der immer schon beim Menschen ist, bevor wir überhaupt als Seelsorger/innen auf Menschen zugehen. Und von daher noch einmal eine andere Haltung auch gegenüber Lebenskontexten, gegenüber Milieus, wo sich Menschen befinden.

Dr. Schmolly: Also es sind jetzt im Grund zweimal sehr verwandte Fragen, nämlich nach diesem Grundmuster von seelsorglichen Konzepten, ob es da nicht doch eine Differenz gibt. Das ist die eine Frage, dann sind zwei Fragen nämlich, Sie haben gesagt der Wunsch nach dem Priester. Dass Menschen sich in bestimmten Lebenssituationen einen Priester wünschen und die alte Weisheit oder eben nicht Weisheit, ich weiß es

nicht, das überlasse ich dann gerne den Referenten, dass Menschen dort zum Glauben finden, wo sie in Not geraten. Vielleicht fangen wir mit den kleineren Fragen an. Diese Frage, Menschen kommen dort zum Glauben oder zur Kirche, wo sie in Not geraten. Was halten Sie denn davon?

Dr. Spielberg: Ich finde es ist eine alte Weisheit mit der Betonung auf alt. Weil ich in meiner Umgebung genau das Gegenteil selbst erlebe und wenn Sie Studien angucken, sehen Sie das auch. Wir haben das Phänomen, dass gerade in, wir haben jetzt hier die deutsche Gesellschaft, für die österreichische dürfte es auch gelten, gerade in diesem unteren Drittel, bei denen, die wirklich Not leiden, bei den Leuten, die stark von Arbeitslosigkeit bedroht sind, bei Leuten, bei denen es gesundheitlich schwierig wird, dass da Menschen sagen, und das ist ein Zitat aus der sogenannten Sinusstudie, die heute schon angeklungen ist: „Religion ist was für Leute, die Zeit, Geld und keine Alltagsorgen haben.“ Ich kann mir das nicht leisten. Und ich merke, dass wir gerade da selber eben bei denen nicht andocken, bei denen nicht mehr präsent sind, die wirklich in Not sind. Wenn Sie gucken, wie so ein Pfarreiprogramm aussieht, wo da wirklich alleinerziehende Mütter da sind, wo Leute drogenabhängig sind oder waren, auftauchen, wo Leute, die nach der Hauptschule keinen qualifizierenden Abschluss haben, dass sie keine Lehrstelle finden. Die tauchen da nicht mehr auf. Selbst im Jugendarbeitsbereich haben sie einen wesentlich höheren Anteil an höher Gebildeten, die einfach die Zeit haben, sich noch zu engagieren. Also von daher glaube ich wirklich, dass zumindest in der Pfarrei, nicht der Andockpunkt ist, wo Menschen in Not noch wirklich hinkommen.

Dr. Windisch: Not lehrt beten aber auch fluchen und ich glaube, es ist gut, wenn Menschen in Not sind, dass sie dann auch zur Kirche kommen. Hoffentlich. Und auch bei Gott anfragen oder ihn anschreien und ihre Not nicht verbergen müssen. Wir dürfen nur aus der Not der Menschen keine kirchliche Strategie machen. Das ist es, was nicht sein darf. Darum bin ich sehr respektvoll, wenn Not und Glaube zueinander kommen. Hoffentlich. In den tiefsten Abgründen beten zu können, das ist ein großer Segen. Aber ich wäre halt auch sehr froh, wenn Menschen, denen es gut geht, glauben würden. Also darum keine Strategie. Die Not nicht instrumentalisieren, dass die Leute dann wieder zur Kirche kommen oder wieder zum Glauben finden. Nein, so nicht. Aber der Zusammenhang Glaube und Not: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen“, der ist abgrundtief. Aber Glaube und Freude, die dürfen doch auch zusammen kommen. Das wäre zu diesem sehr schön, von Barbara Höhnich in Freiburg einen Artikel geschrieben, selbst aus der Praxis, wo sie als Krankenhauseelsorgerin darlegt und auch beschreibt, wie sie im Gespräch mit betreuten Menschen, auch dann, wenn sie den Priester wünschen, sie den Priester ruft und dann auch bei der Feier dabei ist. Aber das ist dann kooperative Pastoral für mich. So dieses sich rufen, aufeinander zugehen, jetzt brauchen wir dich und der Priester muss da sein. Das ist ein schönes Beispiel, da kann ich Ihnen einen Artikel liefern, aus der Praxis für die Praxis. Und zum Gegensatz noch, ich greife gleich diesen Ball noch auf, es ist eine Spannung zwischen Spielberg und mir, eine

Spannung. Ich zitiere jetzt, und die Spannung müssen Sie aushalten, ich zitiere jetzt Frau Eva-Maria Faber, die erste habilitierte Frau an der Freiburger Universität, Dogmatikerin in Chur, Luzern als Professorin tätig und ich glaube auch Rektorin inzwischen: „Christ sein ist keine natürliche Eigenschaft des Menschseins.“ Wer das meint, geht an der Offenbarung und an dem vorbei, was in Jesus geschieht. Jesus ist nicht aus meinem menschlichen Zustand ableitbar, auch nicht die Offenbarung, die in ihm geschieht. Deshalb haben wir sogar den Auftrag, etwas zu bringen, ich sage es jetzt sogar ein bisschen fraulich, Christus zur Welt zu bringen. Das ist eine Spannung jetzt zur ich sag mal methodisch-strategisch-didaktischen Einstellung von Verkündigung und missionarischem Dasein überhaupt. Mit diesem voraus eilenden Vertrauen auf den Gott, der mit seiner Gnade mehr ist als ich und als Kirche und immer schon in Schöpfung und Welt und bei Menschen gegenwärtig ist. Das schließt sich für mich nicht aus, aber wenn Sie meinen, Christsein könnte man aus dem Menschsein ableiten, dann liegen Sie nicht richtig. Das ist ein falscher Offenbarungsbegriff und ein falscher, vor allem in der praktischen Theologie. Ich kenne meinen Pappenheimer, eine falsche Rahner-Rezension, in der praktischen Theologie und in der Religions-Pädagogik. Da wurde Rahner einseitig unverstanden ausgeschlachtet mit seiner anthropologischen Wende, wo es inzwischen auch schon Diskussionen gibt. Und die geistert oft auch gerade bei praktischen Theologen durch die Köpfe, die nicht haltbar ist, auch wenn man Rahner richtig versteht. Also das möchte ich dagegen halten: Christsein ist keine natürliche Ableitung vom Menschsein.

Dr. Spielberg: Ich möchte gerade noch einmal auf Sie eingehen, weil ich habe ja nur einen Punkt gerade beantwortet. Was die Priester bei den Sterbenden angeht, unterstütze ich Sie vollkommen. Es gibt viele, die das möchten und ich halte es auch wichtig, auch für den Priester, dass der da ist. Von daher spiegle ich das einfach an Sie, Herr Bischof, weiter. Also der Wunsch ist da, wir brauchen Priester. Die Frage ist wirklich, ob Kirche, das ist eine alte Diskussion, in der Lage ist, auch die Menschen zu weihen, die das könnten, die bei diesen Sterbenden sind. Das darf man nicht aus dem Blick verlieren, ich will da gar keine eigene Debatte einziehen, weil die kennen wir ja, aber man darf es kurz erwähnen. Bei Jesus Christus als Ziel der Pfarrgemeinde stimme ich ihnen theologisch auch voll zu. Die Frage ist nur, was das konkret bedeuten soll. Was heißt das? Und ich kann damit persönlich nichts anfangen, im wahrsten Sinne des Wortes. Also ich weiß dadurch nicht, was ich tue oder was ich lasse. Und von daher brauche ich andere Möglichkeiten, meine Glaubenserfahrung umzusetzen in Taten, die ich spielen lasse und ich glaube es geht da weniger um große Worte, sondern es geht um die Art und Weise, wie ich etwas tue. Mit der Art und Weise, wie ich Seelsorgerin/Seelsorger bin, wie ich etwas verwalte, wie ich mit den Leuten umgehe, mit denen ich zusammen komme als Haupt- und Ehrenamtlicher. Da zeigt sich, dass Christus das Ziel dieser Pfarrgemeinde ist, dass der Ohnmächtige, das Opfer, dass der, der am Schluss der Geschichte ist, dass der hier im Mittelpunkt steht. Zu unserer Spannung noch: Ich finde die spannende Frage, wir müssen es einmal auf Pfarrei fokussieren, wir könnten jetzt so eine Metadiskussion anfangen, was so der Unterschied zwischen diesen Ansätzen ist.

Ich glaube auch, dass wir uns da sehr ähnlich sind, weil die beiden Schritte nicht ohne einander können. Also Sie können ja nur auf den Anderen vertrauen, dass bei dem Gott da ist, wenn Sie die Fähigkeit haben, das bei ihm zu entdecken. Also müssen Sie selber schauen, was Sie wissen. Sie haben hoffentlich eine Idee davon, wie das aussehen kann. Aber mit hohem Reiz, das ist kein Gegensatzpaar. Die spannendere Frage finde ich aber genau die, die dahinter liegt, ob wir als Kirche, und vor allem als Pfarrgemeinde, noch der Ort sind, an dem Menschen überhaupt solche Fragen stellen. Weil wir ja eben merken, dass wir in einer Gesellschaft leben, die zum Teil weniger religiös ist, aber auf der anderen Seite müssten wir den Spieß umdrehen. Wir leben in einer, habe ich bei den Trends ja angedeutet, hoch individualisierten Gesellschaft. Sie alle haben eine Menge komplexe Entscheidungen zu treffen gehabt in ihrem Leben und Sie werden auch eine Menge treffen und Sie haben sich entschieden zum Beispiel heute Abend hier her zu kommen. Sie investieren da eine Menge Zeit und eine Menge Ideen dafür. Es ist überhaupt ein Wunder, dass in so einer komplexen Welt, wo es eine ganze Menge anderer Geschichten gibt, die man machen könnte, überhaupt noch Leute kommen. Also das ist der Punkt. Wir müssen weg kommen von diesem „noch“ oder „nur noch“ sondern es ist ein Wunder, dass überhaupt Leute Sonntag morgens um zehn Uhr sich versammeln, um Gottesdienst zu feiern. Dass Menschen wirklich wünschen, dass ein Priester an ihr Krankenbett kommt. Dass Menschen Sie was fragen, was heißt es denn eigentlich katholisch zu sein? Die hätten alle etwas besseres zu tun, dachten wir. Aber sie sind da und die für mich entscheidende Frage ist, ob die Pfarrei, die Pfarrgemeinde, noch der Ort ist, an dem Menschen, die religiös etwas wissen wollen, überhaupt etwas erfahren können. Das ist für mich der eigentliche Knackpunkt. Bei manchen Pfarreien bezweifle ich das, bei manchen sehe ich, die werden es auch schaffen.

Dr. Windisch: Ganz kurz noch möchte ich einhaken bei Herrn Kollegen Spielberg. Ich glaube schon, dass das etwas aussagt und zwar konkret, Jesus Christus ist das Ziel. Das sagt folgendes aus, dass Sie selbst, als haupt- und ehrenamtliche Kräfte in der Seelsorge in eine Beziehung hineinwachsen dürfen und auch sollen und anderen Menschen diese Beziehung auch zu Gott in Jesus Christus ermöglichen sollen und dürfen. Ich glaube das ist konkret. Und da gibt es eine ganz konkrete pastorale Praxis, die auch sehr verkümmert ist: das ist das Gebet. Pastoral ist ganz primär und fundamental vor diesem Hintergrund der Offenbarung Gottes in Jesus Christus die Einübung und Praxis vom Gebet in einem fundamentalem Sinne, noch vor Gebetsformen und liturgischen Möglichkeiten und gemeinschaftlichen und privaten Ausdrucksmöglichkeiten. Dieses, ich würde das Mentaltheologisch jetzt als Beten bezeichnen, in Beziehung stehen und zwar mit all dem, was wir sind und haben. Diese Einübung und Praxis, das ist für mich ein ganz konkreter Zugang, methodischer Schritt, um ein Ziel anzusteuern, das Christus heißt.

Frage: In den beiden Referaten ist mir eines aufgefallen, der erste Referent ist so von der Welt hergekommen, da wo Menschen heute stehen, also von außen.

Professor Windisch ist von innen gekommen, von unserem Auftrag. Mir ist aufgefallen, dass etwas ausgespart geblieben ist, nämlich die konkrete Praxis. Ich würde gerne fragen, wo gibt es, wo sehen Sie von Ihren beiden Herkommensweisen gelungene Beispiele? Wo gibt es gelungene Praxis? Gibt es das überhaupt irgendwo? Ich habe von Ihnen, Herr Professor, viel von Konstanz gehört, aber nicht gehört, was Sie dort machen. Sie haben uns das Sieb vorgeführt, aber nicht gesagt, welche Zettel die großen sind, die drin bleiben und welche Zettel die kleinen sind, die rausfallen. Das würde mich interessieren, wo sehen Sie gelungene Aufbrüche, also wirklich Modelle, im städtischen und in den ländlichen Bereichen. Danke

Frage: Sie sagen ja, Jesus Christus ist das Ziel. Ist dann nicht das Zentrum des Auftrags, wenn wir hinhorchen, was Jesus bei seinem ersten Auftritt selbst gesagt hat wozu er gekommen ist. Er beruft sich auf Jesaja und wir sind dazu dann gesendet, diesen Auftrag weiter zu tragen. Befangene befreien, Blinde sehend machen, den Armen die frohe Botschaft zu bringen. Zählt etwas anderes, als die Not der Menschen zu instrumentalisieren, wie vorhin auch erwähnt worden ist und abgelehnt ist. Ich kann das nur doppelt unterstreichen. Ein zweites, ist mir jetzt entfallen, vielleicht kommt es mir wieder.

Dr. Schmolly: Ich würde im Blick auf die Zeit vorschlagen, dass wir vielleicht die zweite Frage zuerst nehmen und dann versuchen abzuschließen mit der Praxis.

Dr. Windisch: Das war eigentlich ein Unterstreichen, ja Gottesknecht – Jesus als der Gottesknecht sogar fortgeführt als das Lamm Gottes, rückgebunden natürlich an diese ganze Befreiungsidee auch aus dem Exodus mit dem Blut an den Türpfosten, was dann das Blut am Kreuz wird, Erlösung, Befreiung, Gottesknecht. Das sind einfach grandiose Bögen, die da sind. Ich kann es nur unterstreichen, keine Instrumentalisierung der Not. Ich wollte keine Vorgaben machen, ich wollte nur erzählen, wie es gehen könnte, um nicht zu präjudizieren. Zwei Beispiele, ich bringe wirklich nur zwei Beispiele. Erstes Beispiel: Konstanz, ich habe das machen lassen mit den Zetteln und welche Zettel bleiben dann in den kleinsten Maschen hängen? Die heilige Schrift und die Eucharistie, die zwei. Und aus dem Lesen der heiligen Schrift dem Lebenskonzept Jesu folgen, in ganz konkreten Punkten. Die machen sich jetzt daran, das wäre jetzt ein Übergang, die Firmung neu zu gestalten, weil sie hier eben nicht mehr einfach so kirchliche Raster darüber legen wollen über die Jugendlichen, sondern was hier der Herr Dekan sagte. Er sagte, wir müssen neue Glaubensentscheidungen auch befördern und die Freiheit der Menschen respektieren aber auch in Freiheit sie zum Glauben bringen also ein neues Firmkonzept. Ich möchte jetzt mit denen ein neues Erstkommunion-Konzept angehen. Vielleicht lass ich morgen ein bisschen da in meine Werkstatt schauen. Zweites Beispiel Erfurt bringe ich jetzt wieder, weil ich einfach ein bisschen verbunden bin. Dompfarrer Hauke, inzwischen Weihbischof, die haben immer gemerkt, dass sie sehen, wie so was gehen könnte, auch mit Kreativität und wie man das Unverzichtbare auch wieder hervorheben kann, ohne die Begegnungen mit Menschen zu vernachlässigen. Sie haben am Domberg, im alten Dom in Erfurt, immer die Weihnachtschrimette gefeiert und da

waren tausende von Leuten, die mit der Messe und dem heiligen Geschehen nichts am Hut hatten, aber die Weihnachtslieder hören wollten und einfach da sein wollten. Es kamen Ungläubige, nicht Getaufte, irgendwelche Leute, teilweise auch mit schon einer Fahne und so weiter, Alkohol. Und dann sagten sie, so können wir es nicht weiter machen. Jetzt haben sie am Nachmittag eine Weihnachtsfeier mit der Botschaft von der heiligen Nacht, mit schönen Bläsern, mit stille Nacht, mit Weihnachtsliedern, auch mit einer kurzen Ausdeutung – ohne Messe. Tausende von Leuten sind da. Und die heilige Messe ist Nachts um halb zwölf in der kleinen St. Severin Kirche nebenan für diejenigen, die Messe feiern wollen. Es sind jetzt Praxis-Beispiele, nicht mehr. Wo sie spüren, wie vielleicht Mögliches und Unverzichtbares nebeneinander stehen können.

Dr. Spielberg: Da eben kann ich nur sagen genau. Mit Frere Roger gesagt, lebe das, was du vom Evangelium begriffen hast und sei es noch so wenig. Ich versuche es auch. Zur zweiten Frage, was die konkreten Geschichten angeht drei Punkte. Sie hätten mich nicht richtig verstanden, wenn Sie denken, jetzt gibt es wieder neue Konzeptionen hier. Was ich möchte ist, dass sie Lust haben, was anderes auszuprobieren. Und zwar echt nur das, wo sie auch wirklich Lust dazu haben. Und deswegen ist die erste Frage nicht, was machen wir jetzt Neues? Jetzt haben wir diese Trends an der Backe! Sondern, was lassen wir jetzt eigentlich weg? Wo wissen wir jetzt, dass da wirklich keiner mehr kommt? Und wir können jetzt guten Gewissens sagen, wir lassen das Pfarrheim an diesem Abend immer zu. Spart auch Heizkosten. Also welche Dinge lassen wir einfach weg, weil sie sich wirklich nicht mehr rentieren? Das ist eine ganz legitime Geschichte. Sie müssen nichts am Leben erhalten, nur weil es früher einmal gewesen ist. Also das wäre das Erste.

Das Zweite: Ich finde gerade diese Trends sind ganz super Andockpunkte für die Kasualienfeiern, also taufen, trauen, beerdigen. Dinge, wo Sie missionarisch wirken, weil Leute kommen, ohne dass sie die einladen müssen. Die kommen da freiwillig und zwar auch die, die nichts bisher mit Ihnen zu tun hatten. Die Frage ist doch, wie gestalten wir genau diese Momente, wo die zu uns kommen. Und zwar so, dass die weg gehen und sagen: „Genau.“ Und wenn wir da die professionelle Kraft haben, und da werden wir dafür ausgebildet, zu sagen, ihr kriegt eine Hochzeit, die wirklich eure Hochzeit ist. Wir taufen euer Kind, auch wenn ihr nicht in der Lage seid, sakramententheologisch zu formulieren, was das Taufsakrament in den ersten drei Jahrhunderten für eine Bedeutung hatte. Sondern wir taufen es auch, wenn ihr sagt, ich möchte einfach, dass mein Kind gesegnet wird. Dann darf man als Theologe denken: „Meine Fresse, die wissen aber wenig.“ Dann schluckt man mal kurz und dann sagt man, schön dass Sie hier sind und dann machen wir uns auf den Weg. Also das kann für ein Bistum extrem strukturelle Konsequenzen haben, die Frage wäre zum Beispiel, ob es im Bistum fünf Priester gibt, die von Ende März bis Anfang Oktober nichts anderes machen als nur zu trauen. Weil sie das können, weil sie mit jungen Leuten auf Augenhöhe reden können, weil sie gute Lieder kennen, weil sie schöne Kirchen kennen, so, dass es funktioniert. Also es kann sein, dass es wirklich anders wird. Drittens: Zehn konkrete Beispiele was es alles

so gibt: Ich sage Ihnen einfach einmal ein paar Dinge, wo Leute Lust hatten und wo das funktioniert hat:

1. Die erste Geschichte in Kärnten gibt es einen Krankenbesuchsdienst von Jugendlichen für Jugendliche. Nicht ältere Damen, die Zeit haben, besuchen Kranke, sondern junge Leute, die sich Zeit nehmen, besuchen Jugendliche, die in Krankenhäusern sind.
2. Valentinstagssegensfeiern für Verliebte erfreuen sich wachsender Beliebtheit. Wenn sie ihre Kirche aufmachen, eine Segensfeier machen für Paare. Tolle Geschichte, da ist die Hütte voll. Dann können Sie auch noch so ein Engelchen austeilten am Schluss und die Leute wissen, warum sie bezahlt haben.
3. Pfarreien, die sagen, bei uns gibt's Arme. Wir haben sie nicht gesehen aber jetzt wissen wir, es gibt wirklich arme Menschen und wir engagieren uns mit anderen Verbänden hier zusammen und machen eine Tafel. Wir als Kirche sind die tragende Gruppe hier, die das voran bringt.
4. Jugendkirchen finde ich sind ohnehin so ein Projekt. Mit hohem Aufwand einfach einmal anders Kirche sein zu spielen, zu üben.
5. Das Donaugebet das es gibt in Niederalteich. Wo es darum geht wer die Donau begradigt hier, wo Kirche sich massiv, in aller Ohnmacht durch Gebet, wo sie sich hinstellt und auch der Politik Widerstand leistet.
6. Bless my drive: Gottesdienst für Führerscheinneulinge. Wir betonen bei der Firmung immer, es geht um einen wichtigen Wendepunkt im Leben. Und dann diskutieren wir immer ist er 12, 13, 14, 15, 16 Jahre. Wissen wir nicht so genau. Ein echter Einschnitt ist der Führerschein. Da geht es rund. Warum machen wir dann nicht einen Gottesdienst? Total Milieuübergreifend weil 18 sind alle irgendwann.
7. Es gibt Projekte, wo die Pfarrei der Ort ist, wo sie Menschen vernetzt, die viel Zeit haben und andere, die eigentlich Helfer brauchen. Zum Beispiel ältere Damen, deren Kinder aus dem Haus sind, die gerne etwas Gutes tun wollen, und alleinerziehende Mütter, die auch keine Ahnung haben, wie eine Banane in so ein Kind genau reingeht. Und die Kirche ist der Ort, wo mit diesen älteren Damen geübt wird, wie die wertschätzend mit diesen Frauen umgehen, die sie nie normalerweise wirklich angucken würden. Also das muss man üben, das ergibt sich nicht von selber, aber da üben wir, was christliche Haltung heißt denen gegenüber
8. Tolle Geschichte fand ich: eine Pfarrei in der Schweiz, die hat beschlossen, sie macht ein Sabbatjahr. Sie macht ein Jahr erst einmal nix außer Gottesdienstfeiern und die Kasualien, die anstehen und keine Donkosaken im Advent und das ganze Geraffel. Das lassen die einmal weg und überlegen sich dann, was war uns so wichtig bis jetzt, dass wir das unbedingt wieder machen wollen, weil die Gefahr ist, dass Sie sonst aus diesen Dingen nicht rauskommen.
9. Letzte Geschichte, eine schöne Sache noch: Jesus-Birthday-Party eine Pfarrei im Bistum Hildesheim, die sich mit zwei anderen Kirchen, also einer evangelischen und einer evangelisch-frei-kirchlichen Gemeinde zusammen getan, und haben

am 25.12. Nachmittags um 15 Uhr eine Jesus-Birthday-Party gefeiert für alle Leute, die jenseits jeglicher Christmetten-Frömmigkeit sind. Und das war ein Gottesdienst und danach war ein großer Geburtstagskuchen, weil die gesagt haben, wenn jemand Geburtstag hat, gibt es immer Kuchen. Es gab eine Geschenke Tauschbörse wo Leute was mitbringen und etwas mitnehmen konnten, Manche haben nur etwas gebracht und manche haben nur etwas mitgenommen. Ich will hier nicht den Eindruck erwecken, dass es so einen Machbarkeits-Wahn gibt, ich möchte Ihnen Lust machen damit. Lust machen, dass es schöne Sachen gibt, die man tun kann. Was mich begeistert hat, war dieser Dechant dieser Pfarrei. Er ist Dechant im Bistum Hildesheim, sagt dann: „Dieser Gottesdienst mit den Anderen, das war für mich die wahre Weihnachtsfeier.“

Also ich glaube gerade, wenn wir es einfach einmal anders angehen, dass wir dann zu tiefst zu dem finden, warum wir eigentlich glauben.

Dr. Schmolly: Na, vielen Dank. Jetzt ist es doch noch praktisch geworden gegen den Schluss hin. Aber vor allem lasst uns also tun, was wir von Herzen tun wollen, wozu wir Lust haben und vielleicht die Ideen einmal aufzugreifen, an denen wir irgendwann einmal vorbei kamen und gemeint haben, die wären doch ohnehin nie zu realisieren. Also offensichtlich geht es doch. Ich gebe zu, ich bin gescheitert, Differenzen aufzudecken oder gar Streit zu stiften zwischen den beiden Referenten, das soll ja nicht das Schlimmste sein an einer kirchlichen Veranstaltung, wenn das nicht gelingt. Aber ich nehme zumindest aus diesem Gespräch mit, zwei Einsichten, die ich doch für mich sehr schön finde und die auch geteilt waren, nämlich zum einen sich an dem freuen zu können und aus dem leben zu können, was einen trägt, was man als Geschenk erfährt, davon Zeugnis geben zu können. Die eine Sache und die andere Sache das dankbare Staunen einfach über dieses Wunder, dass es das gibt. Dass es das Geschenk Gottes an Menschen, im Leben der Menschen gibt. Das finde ich sind zwei schöne Gedanken, die doch durchaus etwas Orientierendes haben. Jetzt vielen herzlichen Dank den beiden Referenten für den heutigen Nachmittag und den heutigen Abend. Der morgige Vormittag wäre gedacht, dass wir an bestimmten Stellen noch eine Tiefenbohrung versuchen in Form dieser beiden Workshops. Der eine Workshop zum Thema Brennpunkt Sakramentenpastoral. Die Sakramentenpastoral ist in den Pfarrgemeinden zweifelsohne ein Vollzug der erstens Jahr für Jahr daherkommt und zweitens, indem sich eigentlich all diese Tendenzen, Herausforderungen, Probleme, Abbrüche, Aufbrüche zeigen.